

Felicity
La Forgia

Venezianische

Nächte

Roman

SIEBENVERLAG

Venezianische Nächte

Felicity la Forgia

SIEBENVERLAG

© 2014 Sieben Verlag, 64354 Reinheim
Covergestaltung: © Andrea Gunschera

ISBN Taschenbuch: 9783864434341
ISBN eBook-PDF: 9783864434358
ISBN eBook-epub: 9783864434365

www.sieben-verlag.de

Kapitel 1

Ein einstündiger Linienflug kann eine ziemlich langwierige Angelegenheit sein.

Ich atmete tief durch, als ich endlich meinen Koffer vom Gepäckband am Ankunftsterminal des Tessera Flughafens von Venedig ziehen durfte. Die gefühlt achtköpfige Familie, die mich auf dem Flug umzingelt hatte, erquickte selbst hier noch die anderen Fluggäste mit zweifelhafter Unterhaltung.

Ja, der Flug war kurz gewesen, der Anflug über die Lagune ganz sicher sehenswert, aber noch nie zuvor hatte ich beim Aussteigen aus einem Flugzeug mehr Kopfschmerzen, als beim Einsteigen. Ich war so froh hier wegzukommen, dass ich nicht mal nach einem Trolley für den Koffer suchte, sondern einfach nur meine Hand um den Griff krallte und zum Ausgang stürmte. Froh, nicht unter all den Wartenden auf der anderen Seite der Türflügel suchen zu müssen, mit der Angst, Sabine nicht wiederzuerkennen. Wir hatten uns schließlich locker zwei Jahre nicht gesehen. Während ich in dieser Zeit eine feste Beziehung einging, wieder ausging und ziemlich zerbeult aus der ganzen Erfahrung hervorging, lebte sie im sonnigen Italien das freie Leben der Freigeistin. Wann immer möglich, sorgte sie dafür, selbst die Herzen zu brechen, damit keiner der scharfen Italiener ihr zuvorkam. Sabine würde im Café auf mich warten, so hatten wir das ausgemacht. Ich stellte meinen Koffer auf die Rollen und machte mich auf die Suche. Immer dem Geruch von Espresso und Macchiato nach. Und Mandelhörnchen? Mein Magen jedenfalls meinte den Duft ziemlich genau einordnen zu können.

„Hallo, mein Hühnchen!“ Mit einem breiten Grinsen erhob sie sich aus dem Korbsessel beim Fenster und hielt die Arme auf. „Willkommen in der Stadt der Liebe, Clara Hummel.“

Wann immer ich eine Reise antrete und am anderen Ende jemand auf mich wartet, den ich lange nicht gesehen habe, nehme ich mir vor, nicht zu heulen. Aber wie das mit guten Vorsätzen ist, gelang es mir natürlich auch dieses Mal nicht. Ich rubbelte mir mit dem Handrücken über die Nase und blinzelte. „Hey, Biene.“

„Dio, du siehst aber schlecht aus. Setz dich hin. Macchiato?“ Sie schob mir ihre Tasse zu.

„Ich hol mir einen.“

„Setz dich hin. Ich hol mir einen neuen. Soll ich dir was mitbringen? Hey hör mal, wann hat David Schluss gemacht? Sagtest du nicht, dass das schon drei Monate her ist? Und du siehst immer noch so übel aus?“ Sie wirkte, als wollte sie im nächsten Augenblick die Ärmel hochkrepeln und nach München fliegen, um dort für Ordnung zu sorgen.

Dankbar nahm ich einen Schluck Kaffee und wartete auf sie. Mein Blick blieb an einem hochgewachsenen, schlanken Mann hängen, der das Café betrat. Anfang dreißig, schulterlanges schwarzes Haar, Fünftagebart, braungebrannt. Stechende dunkle Augen, deren Aufmerksamkeit mich kurz streifte. Ich hielt mich an der Tasse fest und grinste Sabine entgegen. Der Fünftagebart ging mit selbstbewussten, unerklärlich eleganten Schritten zur Bar und begann, offen mit der Kellnerin zu flirten.

„Nicht David hat Schluss gemacht“, erklärte ich, als Sabine sich setzte, mit einem Seufzen, als habe sie den Kaffee von der anderen Seite des Flughafengebäudes holen müssen. „Das war ich, das habe ich dir hundertmal erklärt. Und ich sehe schlecht aus, weil ich, dank meiner lieben Mitreisenden, Kopfschmerzen habe.“

„Bella, Migräne ist hier fehl am Platze. Du bist drei Tage in der Stadt. Und das werden wir nutzen. Schatz, nicht heute, ich habe Kopfschmerzen, ist nicht drin. Das ist eine Warnung.“

„Ich bin beruflich in der Stadt, Biene“, erinnerte ich sie

und verdrehte die Augen.

„Deine paar Meetings werden mich nicht davon abhalten, dich ins Nachtleben zu schmeißen.“ Sie deklarierte es, als habe sie meinen Aufenthalt schon im Kopf vollkommen durchgeplant. Und ich wusste, was das zu bedeuten hatte.

„Ich bin nicht hier, um mich flachlegen zu lassen, also schlag dir das gleich aus dem Kopf.“

„Dann wärst du die erste Single-Frau in der Geschichte des modernen Europa, die zur Faschingszeit nach Venedig kommt und nicht plant, sich von einem heißblütigen Venezianer verführen zu lassen.“ Sie schaute über die Schulter zur Bar, und ich wusste genau, wen sie im Auge hatte. Den Fünftagebart und nicht die Kellnerin.

„Dann bin ich halt die Erste.“ Im Leben nicht würde ich ihr verraten, was sich gut versteckt in meinem Gepäck befand. Ein dünner Umschlag, eingeschlagen in Plastikfolie, vergraben unter Akten und Unterlagen ganz tief in meiner Aktenmappe, die zwischen Unterwäsche und maßgeschneidertem Hosenanzug in meinen Koffer eingebettet war. Sabine kellnerte in einem der unzähligen Hotels am Markusplatz, verprasste ihr Geld für die schönen Dinge des Lebens und würde mich dafür hassen, dass sie nicht mitkommen konnte, weil diese Tickets nicht nur teuer waren, sondern es auch für Normalsterbliche unmöglich war, an so etwas ranzukommen.

Seit David mir das Ticket für den Ballo del Doge zugesteckt hatte, fragte ich mich, warum er das getan hatte. Weil er mich immer noch liebte und mir etwas Gutes tun wollte? Unwahrscheinlich, denn dann hätte er ja wohl alles gegeben, um mich auf dieser Reise zu begleiten. Oder weil er froh war, mich los zu sein, und dies seine Form des Feierns war? Oder war es Bezahlung für einen Seitensprung, von dem ich nicht mal wusste? Alles Unsinn, das wusste ich. Das Ticket war ein Dankeschön der Firma, der mein Ex seit der Pensionierung seines Vaters

vorstand und für die ich als Chefeinkäuferin arbeitete. Keiner hatte diese Reise machen wollen. Verrückt. Wer, der bei Verstand war, ließ sich einen Trip nach Venedig zur Karnevalszeit entgehen? Oh doch, sämtliche Abteilungsleiter von Alois Stadthofer Nachfolger, Kaufhaus für Luxusartikel und Lebensfreude. Weil es bedeutete, sich mit Niccolo Contarini herumzuschlagen, und jeder, der bei Verstand war, setzte alles daran, genau das zu vermeiden. Niccolo Contarini gehörte zu dem Stammgästen auf Antonia Sautters Maskenball. Und genau das war der eigentliche Grund, weshalb ich dieses Ticket mit mir herumschleppte.

Ich hatte ein paar Mal mit Contarinis Assistentin telefoniert. Der Signore war ja nie im Haus. Immer unterwegs, weltweit. Sohn des legendären Dessouskönigs Angelo Contarini und einer deutschen Stripclubtänzerin, aufgewachsen zuerst in Mannheim und dann in Venedig, ausgebildet in Berlin, Paris und New York, zuhause in der ganzen Welt. Der alte Contarini war letzten Sommer gestorben und hatte sein Imperium dem Sohn hinterlassen. Seither spielte dieser Kerl mit uns. Wollte rein, wollte nicht mehr rein, drehte sich im Kreis, sodass wir ins Rotieren gerieten. La Giarrettiera war immer ein hochklassiger Name gewesen, aber seit der junge Contarini den Laden übernommen hatte, und das lag immerhin noch nicht viel mehr als ein halbes Jahr zurück, überrannten die blöden italienischen Strumpfbandhersteller den Dessous-Markt förmlich. Keiner kam mehr an ihnen vorbei. Stadthofer hatte seit längerer Zeit mit Angelo verhandelt, aber dabei war nichts Definitives herausgekommen. Jetzt mussten wir handeln, und Niccolo wusste das. Er verstand es, den Vorteil zu nutzen und auszuspielen.

Schlussendlich hatte ich mich bereit erklärt, für Stadthofer nach Venedig zu fliegen. Eine Einladung von Don Niccolo, dem gefragtesten Unterhosenmagnaten der Welt. Signore gab sich die Ehre. Arrogant und unnahbar.

Schwer einzuschätzen, keiner hatte ihn je gesehen. Nicht mal Bilder existierten von ihm, weder auf der Firmenwebseite noch auf den gängigen Businessportalen. Er hatte tatsächlich die Unverfrorenheit besessen, sein Profil in der Online-Ausgabe der Financial Times mit einem krisseligen Foto von Dagobert Duck zu verschönern – das Bild war nach wenigen Stunden aus dem Netz genommen worden. Wenn der Kerl nicht so darauf erpicht gewesen wäre, der Modewelt das Leben schwer zu machen, hätte man über den Bubenstreich vielleicht sogar lachen und ihm einen schrägen Sinn für Humor zuschreiben können. Aber es war wahrscheinlich doch nur behäbig zur Schau getragene Arroganz.

Ja, und nun war ich, weil ich diesen Mann treffen musste, im Besitz einer Eintrittskarte zu einer Veranstaltung, für die meine beste Freundin Sabine möglicherweise einen Mord begangen hätte. Wollte ich da hingehen? Nicht so ganz. Aber vermutlich würde ich es trotzdem tun. Wenn ich mir nicht gleich nach dem ersten Treffen mit Don Niccolo die Pulsadern aufschnitt.

Sabine stellte ihre Tasse hörbar ab. „Noch bei mir, Hühnchen?“

„Du weißt, wie sehr ich den Namen hasse“, erwiderte ich grinsend. „Soll ich dir noch einen Macchiato holen?“

„Ich geh schon.“ Sie machte Anstalten, aufzustehen, aber ich drückte sie zurück.

„Lass mich. Mal sehen, wie weit mich mein Italienisch noch trägt. Mandelhörnchen?“

„Jetzt sprechen wir dieselbe Sprache, Hühnchen.“

Ich streckte ihr die Zunge raus und machte mich auf den Weg zur Bar.

Nie im Leben hätte ich damit gerechnet, dass sich diese nette fränkische Familie, mit den gefühlten zwölf Kleinkindern, tatsächlich im selben Café wie ich von den durch sie erzeugten Strapazen des einstündigen Fluges erholen würde. Ich hatte sie nicht mal gehört, fiel mir hinterher

auf, so vertieft war ich gewesen. Aber dann trat ich beinahe auf eines der besagten Kinder drauf. Wie hätte ich es denn sehen sollen, mit meinem Tablett mit zwei randvollen Tassen Kaffee und zwei Mandelhörnchen, die so hinterlistig dufteten, dass ich in Gedanken schon in eines davon reinbiss? Was ich dann hörte, war ein empörtes Kindergreinen, noch ehe ich begriff, dass mein Fuß mit einem kleinen Persönchen zusammengestoßen war. Erschrocken machte ich einen viel zu langen Schritt, verlor die Balance und als nächstes stießen zwei randvolle Tassen heißen Kaffees mit der gefälten weißen Hemdbluse des Gigolos an der Bar zusammen. Schulterlanges schwarzes Haar, Fünftagebart und stechende dunkle Augen flimmerten vor meinem Blick. Dann Krachen, Klirren, Plärren, und kaffeebraune Hemdbluse. Mein Herz blieb stehen. Ich schwöre, für einen Augenblick dachte ich, ich sei gestorben, und ich fragte mich, wie heiß das wohl war, und ob der Fünftagebart wohl bleibende Narben davontragen würde.

Wie in Zeitlupe schob er sich von seinem Barhocker, seine Bewegungen immer noch selbstbewusst und elegant, und griff nach meinen Armen. Etwas, das sich verdächtig nach einem elektrischen Schlag anfühlte, holte mich bei seiner Berührung zurück aus dem Land des Todes. „Lancio grande“, murmelte er. Ich hatte eine vage Erinnerung, dass das ein Fußballbegriff war, nur dass es sich, gesprochen mit dieser dunklen, ein wenig heiser klingenden Stimme, anhörte, wie etwas ganz anderes. Er hielt meine Arme fest und half mir, die Balance wiederzufinden. Erst als er sicher zu sein schien, dass ich nicht dem Tablett auf den Boden folgen würde, griff er sich an die Brust und stöhnte ein bisschen. Der verdammte Kaffee. Hitze brannte auf meinen Wangen. Vielleicht lag das aber nur zum Teil an meinem Missgeschick. Besagte Brust nämlich befand sich direkt vor meinen Augen und sah heiß aus. Unter dem durchnässten Hemd spielten die

Muskeln, an den Schultern spannten sich Sehnen. Sicher im Protest gegen das Verbrühen, absolut hinreißend, und ich schwankte schon wieder. Er fragte etwas, aber ich verstand ihn nicht. Als nächstes stand Sabine an meiner Seite.

Dass sie es schaffte, gleichzeitig die Nürnberger für ihre unbeaufsichtigt krabbelnden Kinder zu schelten und ungerührt mit einer Serviette auf der hinreißenden Kaffeebrust herumzutupfen, war der Beweis dafür, dass sie einfach viel besser im Training war, was Männer betraf. Wie konnte sie nur so umsichtig bleiben, bei diesem Hemd und diesem Fünftagebart? Der Mann schob ihre Hand resolut beiseite. Seine Stimme war warmer Milchkaffee mit einem Schuss Kirschwasser. Ich vermutete, dass er ihr klarmachte, dass sie mit einer Serviette wohl kaum die Flecken rauskriegen würde, jedenfalls verstand ich von dem sich entspinneenden hitzigen Dialog zwischen den beiden kein Wort mehr. Was mich bedrückte, denn eigentlich war ich stolz auf die Erfolge, die ich in zwei Jahren Abendschule mit Signor Massimo Perrini am Italienischen Kulturinstitut, inklusive zweier mehrwöchiger Aufenthalte in Mailand und Rom, erzielt hatte. Ich verstand, sprach und schrieb fließend Italienisch. Abstürzende Kaffeetassen hatten alle entsprechenden Gehirnzellen offensichtlich abgeschaltet. Oder doch der Fünftagebart?

Vorsichtig hob ich den Blick. Dunkle Augen sahen auf mich herunter. Ich war froh, dass Sabine mich untergehakt hatte, denn sonst wäre ich wohl doch noch in der Kaffeepfütze auf dem Boden gelandet. Er stellte mir eine Frage, die Augen ernst. Ich nickte, obwohl ich keine Ahnung hatte, was er da fragte. Sein Mundwinkel zuckte, dann legte er einen obszön großen Geldschein auf die Bar und verließ das Café, ohne sich umzudrehen.

Sabine warf der Nürnberger Kinderhorde einen tödlichen Blick zu, hängte mir meinen Rucksack über die

Schulter und griff sich meinen Koffer. Dabei ließ sie mich keinen Moment lang los, und ich war froh darüber, denn ich sah nichts mehr. Außerdem knurrte mein Magen und machte mir zusätzlich die Knie schwach. Willenlos ließ ich mich hinausziehen ins Gedränge und Geschubse des Flughafenterminals und weiter nach draußen, wo die Taxis warteten.

Sabine wohnte in einer Zweizimmerwohnung im westlichen Teil der Serenissima, der sich Santa Croce nannte. Die Brücke, die vom Festland über die Lagune in die Stadt führte, war ein hässliches Monstrum, garniert zusätzlich mit einer Baustelle, die den Verkehr zur Langsamkeit verdammt, sodass man kaum vorwärts kam. Zumindest entschädigte der Blick auf die näherkommende Stadt der Liebe ein wenig, die unter dem blauen Himmel mitten im Wasser lag und vor sich hin döste. Im Schiffsterminal lag eine dickbauchige Fähre. Wir hielten auf der Piazzale Roma, zwischen dem Parkhaus und der Fondamenta della Fabbrica Tabacchi. Siebziger Jahre Betonmonster und heruntergekommene Fabrikgebäude. Willkommen in Venedig, dachte ich zynisch. Sabine bezahlte den Taxifahrer und stieß einen saftigen Fluch aus, als sie meinen Koffer aus dem Kofferraum hievte.

„Himmel, Clara, hast du nicht gesagt, dass du nur drei Tage bleiben willst?“

Ich schenkte ihr mein süßlichstes Lächeln und hob in aller Unschuld die Schultern. „Hartschalenkoffer. Aber zumindest verkrumpelt das Zeug dann da drinnen nicht so. Wenigstens will ich faltenfrei in meinen Untergang segeln.“

„Ah, Bella, was sind das denn für Töne? Untergang...“ Sie schmalzte ungehalten mit der Zunge. Mit vereinten Kräften gelang es uns, das Kofferschiff auf seine Rollen zu stellen. „Nur ein paar Minuten, da die Straße runter.“ Zu Fuß. Na gut. So war es eben, Venedig existierte ganz

ohne Autos. Heute wie vor Jahrhunderten. Venezianer mussten sehr sportliche Menschen sein. Es war ein einziges, langgestrecktes Gebäude, an dem entlang wir den Koffer zerrten. Rostroter Putz, der von Ziegelwänden blätterte, rostig vergitterte Fenster im Erdgeschoss. Tolle Gegend, dachte ich und stellte schockiert fest, dass Sabine dann ihren Schlüssel in eine Tür an der Kopfseite desselben Baus steckte. Da drin wohnte sie? Ich starrte an der Fassade hinauf. Na gut, weiter oben wenigstens keine Gitter mehr. Gemeinsam gelang es uns, meinen Koffer über eine knarrende Holzterasse in den dritten Stock zu hieven. Die Straße, in der Sabines Wohnung lag, hieß nicht umsonst nach der alten Tabakfabrik, die früher in den Gemäuern beherbergt gewesen war. Obwohl das nun schon Jahrzehnte zurücklag, kam es mir vor, als hinge der herbe Duft von trockenem Tabak noch immer in den wurmstichigen Stufen und dem Geländer. Nur versetzt mit der kaum wahrnehmbaren Note nach Fisch und Schimmel, die offenbar zu Venedig gehörte wie die Maß Bier zum Oktoberfest. Sabine schloss die Tür auf. Sofort legte sich künstliches Pfirsicharoma über den Mief der Lagunenstadt. „Willkommen in meinem bescheidenen Heim. Sorry, aber ich bin nicht mehr zum Aufräumen gekommen.“

„Ehrlich? Wäre mir gar nicht aufgefallen.“ Ich schmunzelte. Auf zahlreichen Beistelltischen, von denen keiner, rein optisch, zum anderen passte, stapelten sich Magazine und Tinnenf. Die Küchenanrichte zierte eine Reihe Kaffeebecher, deren Inhalt in unterschiedlichen Stadien der Verwesung vor sich hinvegetierte. Ein buntes Blechschild hing über der Anrichte an der Wand mit einer Hausfrau im 50er-Jahre-Look darauf, die sich die Haare raufte, dazu die Aufschrift: Ich bin nicht unordentlich. Das ist ein chemisches Experiment! Trotz des Chaos, in dem die Wohnung versank, fühlte ich mich sofort wohl hier. Vielleicht, weil es der krassste Gegensatz zu Davids kühlem

Penthouse in Bogenhausen war, den man sich vorstellen konnte. Oder, zugegeben, zu meiner minimalistischen Wohnung in der Maxvorstadt. Wer nie zuhause war, weil er sich in Überstunden erging, der konnte keinen Tinnef ansammeln.

Ich ließ mich in einen Ohrenbackensessel mit Blümchenmuster fallen und versank augenblicklich bis zur Taille in der ausgeleierte Federung. Der Koffer blieb wo er war – direkt im Flur.

„Also“, begann Sabine, kaum dass sie mir gegenüber auf dem Sofa Platz genommen hatte. „Jetzt erzähl. Was ist genau mit diesem David-Arsch passiert? Ich dachte, das war die große Liebe.“

Ich hob die Schultern und zog meine Knie an den Körper. In Embryonalstellung war die Wahrheit vielleicht nicht ganz so übel. „War es auch. Bis zu dem Tag, als er dachte, seine Sekretärin auf dem Farbkopierer vögeln zu müssen.“

„Autsch.“ Sabine sog zischend die Luft zwischen die Zähne. „Und woher weißt du, dass es der Farbkopierer war?“

Als würde das einen Unterschied machen. „Weil ich die Ausdrucke am nächsten Tag auf meinem Schreibtisch hatte. Ehrlich, zu wissen, wie der Schwanz meines Verlobten in der Möse von seiner Flamme aussieht, das war etwas, auf das ich gut und gern hätte verzichten können.“

„Schlampe“, kommentierte Sabine, und hatte damit ja sowas von recht. „Aber immerhin hat sie ja erreicht, was sie wollte. Den Weg zum Junior hat sie sich mit der Aktion schön freigefickt. Immerhin hast du ihm ja den Laufpass gegeben. War wahrscheinlich auch das, was er erreichen wollte. Da haben sich zwei gefunden, die einander verdienen. Was hat er denn dazu gesagt?“

„Was soll er schon gesagt haben. Dass es ein Ausrutscher war. Dass er mich liebt und ich genau die Frau bin, die er sich an seiner Seite vorstellt. Aber dass er sich von

einer Schokonuss mehr Leidenschaft im Bett erwartet hätte, und dass ein Mann eben auch seine Bedürfnisse hat.“

Sabines Lippen formten ein kleines O, als sie fassungslos den Mund aufriss. Oh ja, mir hatte diese Spitze auch die Sprache verschlagen. Zu dem Zeitpunkt war David der Letzte gewesen, von dem ich einen Hieb aus dieser Richtung erwartet hatte. Es war meine ewige Achillesferse. Klar, man gab sich weltoffen und vorurteilsfrei. Hautfarbe, Haarfarbe, alles doch kein Problem. Ein Problem vielleicht nicht, aber eine Besonderheit. Da half auch mein schöner deutscher Nachname nichts, mit dem jeder in München eine altehrwürdige Feinkostdynastie verband. Fakt blieb, dass ich ein Exot war, Daddy sei Dank, einem amerikanischen Soldaten, der meine Mutter geschwängert hatte und dann zurück in die Staaten geflohen war. Der Mann, den ich Papa nannte und der mich wenige Jahre später adoptierte, gab sich alle Mühe, keinen Unterschied zu machen zwischen mir und meinem Halbbruder, der zwei Jahre nach Papas Hochzeit mit meiner Mutter geboren wurde. Aber meine dunkle Hautfarbe und meine pechschwarzen Haare sorgten einfach dafür, dass ich nicht dazu gehörte. Es niemals tat und niemals tun würde. Im besten Fall reagierten Fremde auf mich wie auf einen seltenen Vogel im Zoo, im schlimmsten Fall bewarfen sie mich mit Schimpfworten. Davids Enttäuschung darüber, dass sich hinter der Fassade einer rassigen Farbigen im Bett doch nur ein deutsches Mauerblümchen verbarg, war nur einer dieser Tiefschläge, die ich schon viel zu oft hatte einstecken müssen.

„Und trotzdem reist du für diesen xenophoben Möchtegern-Macho in der Weltgeschichte rum, statt es dir jetzt erst einmal ordentlich gut gehen zu lassen?“ Sabine kam aus dem Staunen gar nicht mehr raus.

„Immerhin bin ich Chefeinkäuferin für Alois Stadthofers Nachfolger. Und im Gegensatz zu Veronika“, allein

der Name schmeckte in meinem Mund wie eine faulige Nuss, „hab ich mir den Posten erarbeitet und nicht erschlafen. Als ob es ein Zufall ist, dass sie sich plötzlich in der PR-Abteilung breit machen kann. Auf jeden Fall hab ich nicht vor, David Munition zu liefern, um mich nach seinem Leben auch aus dem Job rauszuekeln.“

„Und das willst du damit erreichen, dass du einen aussichtslosen Auftrag annimmst? Du hast doch selbst erzählt, dass dieser Carabini ...“

„Contarini.“

„Contamini, dann eben“, wischte Biene meinen Einwand beiseite. „Dass dieser Contamini so eine harte Nuss ist und eigentlich gar keine Lust hat, seine heißen Höschen bei Stadthofer zu verkaufen.“

„Niccolo Contarini“, ich betonte jede Silbe des Nachnamens, als spräche ich mit einem Kleinkind, „mag eine harte Nuss sein, aber er wäre ja wohl kaum so schnell so hoch geklettert, wenn er dumm wäre. Und nur ein dummer Mensch würde nicht einsehen, dass die einzige Adresse in München, die den richtigen Rahmen für seine Dessous bieten kann, Stadthofer ist. Entweder er eröffnet eine eigene Lizenzfiliale, oder er gibt uns die Lizenz. Alles andere wäre Wahnsinn. Er wird seine Luxusfummel ja wohl kaum bei Kaufhof verscherbeln wollen.“

„Hm“, machte Biene und tippte sich dabei mit dem Zeigefinger auf die Unterlippe. „Hast du dich schon mal gefragt, was für dreckige Fantasien ein Kerl haben muss, der sein Geld damit verdient, Unterhöschen zu entwerfen, die so klein sind, dass der Quadratmeterpreis wahrscheinlich höher ist als bei einer Wohnung direkt im Fürstenpalast in Monaco?“

„Nein, Biene, hab ich nicht. Und ganz ehrlich, ist mir auch egal. Das Zeug verkauft sich wie irre. Die Leute stehen auf den verruchten Kick und den Luxus. Wer es sich leisten kann, für ein Set aus BH und Höschen knapp tausend Euro zu zahlen, der ist bei Stadthofer genau rich-

tig. Und damit ist auch Contarini bei Stadthofer genau richtig. Ich muss ihn morgen einfach überzeugen.“

„Na dann mal viel Glück.“

Schwärze. Absolute Schwärze. Ich versuche meine Hände zu bewegen. Nichts passiert. Glatt und seidig schmiegen sich die Fesseln um meine Handgelenke. Leise wispernd ein Anflug von Panik. Ich öffne die Augen, doch die Schwärze bleibt. Umhüllt mich wie ein Umhang aus schwerem, warmem Samt. Sein Atem fächert über meine Wange, meine Schläfen, mein Gesicht.

„Silenzio, Bambina.“ Eine Stimme wie schwerer Rotwein. Ein wenig herb, ein wenig süß. Eine Stimme, die in den Kopf steigt und berauscht.

Trotz seiner Warnung kriecht ein Wimmern aus meiner Kehle. Auch meine Beine werden von Fesseln gehalten. Ausgestreckt wie eine Opfergabe, liege ich auf einem Bett aus weichen Laken. Feuer züngelt zwischen meinen Schenkeln, bringt meine Haut zum Glühen.

„Das ist es.“ Seine Stimme klingt anders jetzt. Mit dem Allwissen, das nur der Träumende hat, weiß ich, dass er Italienisch spricht, und nicht mit mir. Es sind zwei Männer, die sich mir widmen, zwei, die mich kosten und streicheln und benutzen.

Ich erkenne das Feuer zwischen meinen Schenkeln als eine Zunge. Sie lockt und fordert. Hände, die meine Schamlippen spreizen, meine Klitoris zugänglich machen für die leckende, süß pochende Qual, die die fremde Zunge meinem Fleisch entlockt.

„Ich, ich will das nicht.“ Wieder reiße ich an meinen Fesseln. Der Mann zwischen meinen Beinen nimmt seine Zunge von meiner Klit. Erleichterung brüllt durch meinen Kopf, Verzweiflung durch meinen Unterleib. Eine Hand greift in mein Haar, hält meinen Kopf. Eine andere Hand drückt meine Schultern fest nach unten. Ausgeliefert.

„Shhht, Bambina.“ Dann, lauter und offensichtlich nicht zu mir. „Weiter, Tizian. Was sie will, ist nicht wichtig. Wichtig ist, was sie braucht.“

Erst trifft heißer Atem mit einem zustimmenden Brummen mein Geschlecht, dann ein Lecken. Der Mann zwischen meinen Schenkeln macht weiter. Leckt und streichelt. Ich will nicht, ich will wirklich nicht erregt sein von diesem Spiel. Aber oh, es ist gut. Das Lecken, das Saugen, das Streicheln.

„Fick sie jetzt.“

Nein, nein, nein, nein. Ich spüre einen sanften Lufthauch an meinen Schenkeln, höre das leise Klicken eines Gürtels, der gelöst wird. Und dann, ohne Vorwarnung, ohne Präambel, versenkt sich der Mann namens Tizian in mir. Gleichzeitig schreien wir auf.

„Dio mio, sie ist eng.“ Tizians Stöhnen klingt rau, fast gequält. Vor und zurück, er nimmt mich in einem trägen, gleichmäßigen Rhythmus. Feuerfunken sprühen von dem Punkt, an dem wir vereint sind, durch meinen ganzen Körper.

Hände greifen nach meinen Brüsten, kneten, reizen, und ich weiß, dass es die Hände von IHM sind, nicht die Hände von Tizian.

„Oh, ist sie nicht eine brave, kleine Sklavin? Süß und verletzlich. So gut. Schneller, Tizian. Fester. Zeig ihr, wer das Sagen hat.“

Qualvoll und brennend sengen sich die Worte in meine Weiblichkeit. Ich stehe in Flammen. Wieder werfe ich meinen Kopf hin und her. Zu viel. Das ist zu viel, zu intensiv. Tizian hämmert in mich, die Spannung baut sich auf. Doch ich kann mich nicht rühren. Die Fesseln halten mich. Und SEINE Hände.

Bartstoppeln kratzen sanft über mein Ohr. Bartstoppeln, die zu einem Fünftagebart gehören, und die Spitzen von pechschwarzen Haaren.

„Bambina, wenn du nur sehen könntest, was ich sehe.“

Er beugt sich über mich. Seine Brust auf meinem Gesicht. Ein Duft wie eine Erinnerung. Tabak und Salz und exotische Gewürze. Seine Hände streichen über meinen Körper abwärts, lieblosen meinen Bauch, meine Hüfte, die Spalte zwischen meinen Schenkeln und schließlich meine Pussy, bis er mit den Zeigefingern über meine Schamlippen gleitet und sie noch weiter spreizt. „Ein ganz tiefes Pink. So nass.“ Dann, flüsternd: „Und so machtlos, während Tizian dich fickt.“

„Ah!“ Mehr noch als Tizians Schwanz, zeichnen mich die Hände des Unsichtbaren als seinen Besitz. Seine Daumen finden meine Klit. Drücken. Reiben die Seiten. Fest und erbarmungslos.

„Komm jetzt, Bambina. Zeig Tizian, was die Fica meiner kleinen Sklavin kann.“ Ein letzter Druck seiner Daumen, die über die Spitze meiner Klit gleiten, ein letzter Stoß des Fremden namens Tizian, der nicht mal ein Gesicht für mich hat, und ich zersplittere in tausend Scherben. Der Höhepunkt schießt von meiner Pussy in meinen Bauch. Ich zittere und falle. Doch Tizian hört nicht auf. Ebenso wenig wie ER. Er hat nicht nur kein Gesicht. Er hat auch keinen Namen. Nur eine Stimme. Wie alter, schwerer Wein. Ich höre sie beide lachen, ein Geräusch voller Zufriedenheit. Ich höre mein Schreien, sie machen weiter, bis es weh tut vor Intensität, bis meine Lust zur Qual wird. Welle um Welle dieses Sturms, in dem ich mich verliere, bis ich nicht mehr weiß, wo ich aufhöre und wo sie anfangen.